



Ein Fazit

Erfolg und Misserfolg

Für Hermann Gmeiner und die weiteren SOS-GründerInnen war die Imitation der patriarchalen Familie das beste Modell der Fremdbetreuung von Kindern. Zentrale Bedeutung maßen sie einer ständigen Bezugsperson zu, der Kinderdorf-Mutter, die einem männlichen Dorfleiter unterstand. Auf diese Weise konnte das SOS-Kinderdorf viele Kinder stärken und ihnen eine gute Zukunft eröffnen. Dennoch scheiterte SOS häufig an seinem hohen Anspruch. Nicht nur, weil es schwierig war, eine ausreichende Anzahl an beziehungsfähigen Kinderdorf-Müttern zu gewinnen, sondern weil SOS von einer „instinkthaften Mütterlichkeit“ ausging und einer Professionalisierung des Berufs der Kinderdorf-Mutter reserviert bis ablehnend gegenüberstand. Kinderdorf-Mutter zu sein galt als Berufung und nicht als Beruf. Daher wurde ihre Ausbildung vernachlässigt. Die Kinderdorf-Mütter mussten lange Zeit ohne breit gefächertes Unterstützungsnetz auskommen. Mit diesem essenzialistischen Familienmodell stießen SOS-Kinderdorf und die Kinderdorf-Mütter regelmäßig an ihre Grenzen. Nicht nur aufgrund individueller Unzulänglichkeiten, sondern aufgrund systemischer Defizite in der Konzeption des SOS-Kinderdorfs.

Die kontinuierliche Betreuung durch eine Bezugsperson alleine garantierte noch keine heile Welt für die Kinder, wie dies SOS-Kinderdorf unterstellte. Die GründerInnen gingen fälschlicher Weise davon aus, dass das Angebot eines familienähnlichen Modells mit einer dauerhaften Bezugsperson für sich bereits eine soziale Praxis darstellen würde. Eine professionelle Erziehungsstrategie mit ausgebildeten BetreuerInnen gab es daher nicht. Im Zentrum der Arbeit von SOS-Kinderdorf stand die Herstellung von Beziehung unter der Annahme, dass diese automatisch einen heilenden Effekt auf die Kinder ausüben würde, ohne ihr eine planvolle Struktur geben zu müssen. SOS-Kinderdorf bemühte den Mythos Familie, die allein durch ihre schiere Existenz positive Auswirkungen hätte. Das Kinderdorf-Modell hatte ein beträchtliches Potenzial des Gelingenden, das aber nicht gesichert war, weil es ihm an Professionalität mangelte. Die Kinderdorf-Familie hatte, wie die Familie generell, etwas Willkürliches an sich: Die Beziehungen, die sie etablierte, konnten genauso positiver wie negativer Natur sein. Da die Kinder in der Familie wie in der Ersatzfamilie des SOS-Kinderdorfs nicht die Möglichkeit haben, ihre Bezugsperson und deren Qualität auszusuchen, können sie Glück oder Pech haben. Das Gelungene erscheint

dann als Zufall, nicht aber als Ergebnis eines geplanten Erziehungs- und Betreuungsprozesses.⁵²⁰

In eigenen Untersuchungen kam SOS zum Ergebnis, dass es Kinderdorf-Mütter gab, die Wärme, Verständnis und das Wahrnehmen der Bedürfnisse und Nöte der Kinder vermissen ließen. Die übertriebene Härte zu sich selbst und den Kindern lebten. Die ihre Kinder in vielem unterstützten, auch über die Kinderdorf-Zeit hinaus, die ihr Bestmögliches taten, damit die Kinder vorwärts kamen und bürgerliche Tugenden verinnerlichten und die dafür selbst Verzicht leisteten. Die aber mit unzulänglichen Mitteln – mit Rigidität, Verboten, Schreien, Schimpfen, Züchtigen – diese Ziele verfolgten. Die am hohen Anspruch scheiterten, alle Kinder zu mögen oder nicht imstande waren, den Kindern zu zeigen, dass sie diese gerne hatten. Die in erster Linie eine konsequente Erziehung zu sozial angepasstem Verhalten verfolgten.

Carola Kuhlmann weist auf Arbeits- und Ausbildungsbedingungen hin, die für eine gewaltfreie Erziehung fremdbetreuter Kinder Voraussetzung sind, im SOS-Kinderdorf jedoch lange Zeit nicht in ausreichendem Maß gegeben waren:

„Es gehört ein hoher Personalschlüssel, ein hohes Qualifikationsniveau und eine hohe Selbstreflexivität der Erziehungspersonen dazu, wie sie nur durch eine regelmäßige Supervision und eine fachliche und unterstützende Heimleitung gewährleistet werden kann. Nur so kann die notwendige emotionale Entlastung dieser hoch belastenden Arbeit garantiert werden.“⁵²¹

Die Erziehung der ersten Generation von Kinderdorf-Müttern, aber auch der zweiten Generation, war vielfach streng, ein strikter Ordnungsrahmen war einzuhalten. Die eigene Herkunft und Sozialisation, die Zugehörigkeit zur Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsgeneration, die große Kinderschar, die vielfach traumatisierten Kinder, die unzureichende Ausbildung und fehlende Fachkräfte zur Unterstützung, damit einhergehende Überlastung und Überforderung sowie die umfangreiche Alltagsarbeit bei bescheidener materieller Ausstattung und mangelnden Ressourcen sind Erklärungsmuster für das fallweise, wiederholte oder ständige Zurückgreifen auf einen gewalttätigen Erziehungsstil.

SOS-Kinderdorf scheiterte mit seinem Erziehungskonzept bei vielen Kindern wegen des Ungenügens einer „Pädagogik des Herzens“, des fachlichen Dilettantismus des Betreuungspersonals, des Mangels an professionellen Strukturen und in den Anfängen auch an materiellen Ressourcen. Der Dorfleiter von Hinterbrühl formulierte dies in seiner Weihnachtsansprache 1962 so: Er fragte, ob das Helfen-Wollen ausreiche, „angesichts vieler unserer Kinder, bei denen selbst jahrelanges Mühen, ständige Liebe, alle erzieherischen Mittel von der Güte bis zur Strenge vergebens sind? Wir

verbluten mitunter an unseren Kindern, wir investieren alle unsere Energie – und müssen oft kapitulieren.“⁵²²

Eine Antwort darauf hatte er bereits wenige Jahre zuvor gegeben, als er noch Dorfleiter in Imst war und sich mit Verhaltensweisen von Kinderdorf-Müttern auseinandersetzen musste, die er nicht gut hieß: „Es zeigte sich, daß die beiden Kinderdorfmütter Ansichten vertreten und Methoden anwenden, die mit der Pädagogik nicht in Einklang stehen. Ich komme immer mehr zur Auffassung, daß sich pädagogisch ausgebildete Mütter leichter täten. Wichtig erscheint mir auch, daß eine erzieherische Fachkraft den Müttern die Richtung weist, wenn sie Schwierigkeiten haben.“⁵²³

Die Person des Dorfleiters trug erheblich zum Erfolg und Misserfolg der SOS-Kinderdorf-Pädagogik bei. Er war mit einer außerordentlichen Machtfülle ausgestattet, unterlag einer geringen Kontrolle und musste nicht so sehr pädagogische Kompetenzen einbringen als vielmehr Managerqualitäten.

Entsprechend seiner Sozialisation in der Kindheit und während des Zweiten Weltkriegs etablierte Hermann Gmeiner in Kooperation mit seinen MitstreiterInnen aus dem katholisch-konservativen Umfeld und in Übereinstimmung mit dem restaurativen Klima in der Nachkriegszeit ein streng hierarchisch aufgebautes, klosterähnliches System, in dem die Frauen den Männern zu gehorchen hatten. In der tatkräftig anpackenden, instinktsicheren, aufopferungsbereiten und asketisch lebenden Kinderdorf-Mutter sah die Führungsriege von SOS die heilende Kraft für das verlassene Kind. Die negativen Folgen waren nicht nur die geschilderten nachteiligen Konsequenzen, die sich aus einem derartigen Modell von Mütterlichkeit in der Kinderdorf-Familie ergaben. Sondern auch erhebliche Demokratiedefizite, mangelnder Wertepluralismus und eine männerbündlerische Entscheidungsstruktur, die strikt von oben nach unten wies. Mitsprache, Mitentscheidung, Partizipation und Partnerschaftlichkeit waren im Leitbild von SOS-Kinderdorf nicht verankert. Die feindselige Haltung gegenüber Wissenschaft und fachlicher Fundierung ist daher auch der Absicherung des patriarchal-autoritären Konzepts und der Mächtigkeit seiner männlichen Profiteure geschuldet. In diesen Organisationsstrukturen hatten kritische Wahrnehmungen zu wenige Kanäle, um sich das notwendige Gehör zu verschaffen, und zu geringe Durchsetzungskraft, um die erforderlichen Reformen zeitnahe anstoßen zu können.

Hermann Gmeiner und der innere Kreis von SOS-Kinderdorf stellten nicht die Schulhaftigkeit von Kindern und Jugendlichen in den Mittelpunkt, sondern ihre Schutz- und Beziehungsbedürftigkeit. Das Konzept einer ständigen Bezugsperson in Gestalt einer fürsorglichen, an der Person des Kindes interessierten Kinderdorf-Mutter und des Aufwachsens in der Gemeinschaft der Geschwister im eigenen Haus im Rahmen des Kinderdorfs war den meisten Kinder- und Fürsorgeerziehungsheimen überlegen. Besonders mit zunehmendem Ausbau des Unterstützungssystems

für die Kinderdorf-Mutter. Dadurch erlebten viele Kinder und Jugendliche die Familie im SOS-Kinderdorf nicht nur als Ort der Gewalt, sondern als Ort der Stärkung und liebevollen Obsorge.

Die Formen der Gewalt im SOS-Kinderdorf und ihr Erleben

Strukturelle Gewalt kam in den patriarchalen Verhältnissen im SOS-Kinderdorf zum Ausdruck. Im Vergleich zu den Erziehungsheimen wurden Kinder und Jugendliche aber nicht nur als Teil einer Gruppe wahrgenommen. Sie wurden weder bürokratisch verwaltet noch mussten sie zur Aufrechterhaltung einer Anstaltsroutine ständig diszipliniert werden. Eine Ursache von Problemen und Konflikten lag in der zu großen Anzahl der Kinder, die eine Kinderdorf-Mutter zu versorgen hatte.

Von ökonomischer Gewalt blieben die Kinder im SOS-Kinderdorf verschont. Niemand musste hungern, es gab ausreichend und wohlschmeckend zubereitetes Essen. Die Kinder und Jugendlichen wurden gut versorgt, ihr Selbstbewusstsein durch das Wohnen im eigenen Haus und in schöner Landschaft mit einem breiten Freizeitangebot und Urlaub am Caldonazzosee gestärkt. Dies schließt stigmatisierende Erfahrungen keineswegs aus, doch die kamen in erster Linie von der Außenwelt. Kinder und Jugendliche bewusst ärmlich zu kleiden trat im Kinderdorf nur vereinzelt im Gefolge individuellen Fehlverhaltens oder falsch verstandener Sparsamkeit auf. Kinderarbeit und Ausbeutung der jugendlichen Arbeitskraft waren für Kinderdorf-Kinder fremde Gewaltphänomene. Auch wenn die SOS-Kinderdorf-Familie lange Zeit über kein ausreichend professionelles System der Lernunterstützung verfügte, legte sie auf Bildung und Ausbildung Wert. Die Bildungsbeteiligung der Kinder und Jugendlichen des SOS-Kinderdorfs und ihr Ausbildungsabschluss waren höher als in den Heimen, wenngleich niedriger als in der Gesamtbevölkerung. Längere Zeit richtete SOS ein stärkeres Augenmerk auf eine fundierte Berufsausbildung bei den männlichen Jugendlichen im Vergleich zu den weiblichen.

Soziale Gewalt wie die Unterbindung der Kommunikation und die Entsolidarisierung der Kinder, die Förderung von Denunziantentum, Spitzelwesen und eigensüchtigem Verhalten, die vorsätzliche Trennung von Geschwistern und das Vereiteln von Freundschaften waren im SOS-Kinderdorf verpönt und in der Erziehungspraxis keinesfalls die Regel. Einrichtungen wie den Karzer gab es nicht, strafweise Isolation wie das Einsperren in dunklen Räumen oder Kellern kam gelegentlich vor. Den Umgang der Kinder mit den biologischen Eltern zu verhindern, war lange Zeit Prinzip im SOS-Kinderdorf.

Psychische, physische und sexualisierte Gewalt waren Phänomene, die in den SOS-Kinderdörfern die häufigsten Gewaltformen darstellten. Ehemalige Kinder-

dorf-Kinder erklären nicht selten die Vergangenheit und verdrängen alles, was das positiv besetzte Bild der Kinderdorf-Kindheit in Frage stellt. Sie rationalisieren das Schlechte und zeigen gleichzeitig Verständnis für die Schwächen ihrer Kinderdorf-Mutter. Das Fazit, das Magdalena Köhler, die als Jugendliche in ein Erziehungsheim kam, über ihre Jahre im SOS-Kinderdorf Hinterbrühl zieht, ist typisch für die Haltung vieler Kinderdorf-Kinder: „Die Kinderdorf-Mutter war lieb, also gutmütig ist sie mir vorgekommen. Auch streng, natürlich, aber ich könnte nichts sagen. Wenn ich bestraft wurde, dann hat es mir gebührt und sonst, naja, das war sicher eine schwere Aufgabe für sie mit neun Kindern damals, heute sind es ja weniger.“⁵²⁴

Nur ein kleiner Teil sieht seine Kinderdorf-Zeit ausschließlich negativ. Nach allen bisherigen Befragungen, Untersuchungen und Studien zum SOS-Kinderdorf sowie aufgrund eigener Forschungen und Interviews steht die deutliche Mehrheit ehemaliger Kinderdorf-Kinder positiv zu SOS, speziell zu den Kinderdorf-Müttern, selbst wenn es zu Grenzüberschreitungen gekommen war. Hier verdeutlicht sich, dass Gewalt unter der Bedingung familialer Bindung von den Betroffenen anders erfahren wird als Übergriffe von einem Betreuungspersonal, zu dem keine innere emotionale Beziehung besteht.

Zum einen tragen diese Interpretationen dazu bei, die Kinderdorf-Familie zu schützen und der eigenen Kindheitsgeschichte einen Sinn abzurufen. Auf diese Weise kann man sie so gestalten, dass man sich in ihr einzurichten vermag und sie gut ertragbar wird. Zum anderen legt diese Form der Erinnerung die Vermutung nahe, dass sich die Mehrzahl der bestraften Kinder nicht oder zumindest nicht ständig ohnmächtig ausgeliefert fühlte. Zahlreiche Kinderdorf-Kinder waren zwar körperlicher und psychischer Gewalt ausgesetzt, die bei den Gezüchtigten immer Leid auslöst, von Einzelfällen abgesehen aber keiner terroristischen Gewalt, wie sie häufig in Erziehungsheimen vorkam, wo viele Kinder in einem Klima überschießender Gewalt, losgelöst von jeglichem erkennbarem Sinn lebten, vor der sie sich nicht einmal mit Wohlverhalten schützen konnten. Dies kam zwar ab und zu auch im SOS-Kinderdorf vor, stellte aber die Ausnahme dar. Einige Berichte über ausgesprochene Prügel und regelmäßige, schwere Gewaltausübung in SOS-Kinderdörfern, die Praktiken der Demütigung, Abwertung und Beängstigung mit einschließen, liegen vor. Für die Zukunft ist mit weiteren derartigen Meldungen zu rechnen. Die Erzählungen vermitteln den Eindruck, dass solche Erfahrungen für die Betroffenen ein Lebensthema wurden.

Im Kinderdorf erlebten Kinder zwar selten Gewaltorgien mit erheblichen Verletzungen wie in den Erziehungsheimen, aber einzelne Dorfleiter, Dorfmeister und Kinderdorf-Mütter schlugen nicht nur häufig, sondern fügten auch blaue Striemen und sonstige körperliche Blessuren zu, in einigen Fällen sind auch sadistische Prakti-